

Das Regime im Visier

Die Gründe für den erneuten Angriff

Beschwerliche Flucht nach Israel

Wie eine Schoa-Überlebende ihre Heimat fand

Gesang und Gebrüll

Israel beim Eurovision Song Contest





4

70 JAHRE EUROVISION SONG CONTEST

Triumph und Trauerpiel

6 OPERATION LÖWENGEBRÜLL / EPISCHE WUT

Ein wagemutiger Angriff

8 ALLTAG IM KRIEG

Eindrücke aus dem Schutzraum

11 FRAGE NACH DER ERWÄHLUNG

Biblische Könige und Netanjahu

15 BIBELKOLUMNE

Zurück zum Neuen Bund



12

103-JÄHRIGE SHOAH-ÜBERLEBENDE

Von Theresienstadt nach Israel

„Captain Ella“: Muslima ist neue arabische Armeesprecherin

Majorin Ella Waweja ist neue Sprecherin der israelischen Armee für arabische Medien. Damit folgt „Captain Ella“ auf Oberst Avichai Adrai, der nach mehr als 20 Dienstjahren in der Sprechereinheit in den Ruhestand geht. Waweja ist 36 Jahre alt. Sie trat ihr Amt am 15. Februar an und bekam damit den Dienstgrad Oberstleutnant. Bereits zuvor war sie die höchstrangige Muslima innerhalb der israelischen Verteidigungstreitkräfte.

Geboren in der arabischen Stadt Kalansawe, trat Waweja 2013 freiwillig in die Armee ein und wurde schnell zu einer wichtigen Stimme in der arabischen Öffentlichkeitsarbeit. Aus Angst, als Verräterin zu gelten, hielt sie ihren Dienst zunächst geheim, auch vor ihrer Familie.

Mit mehr als einer halben Million TikTok-Followern und 170.000 Follower auf X hat



Ella Waweja ist Sprecherin für arabische Medien in der Armee

sie eine starke Präsenz in den Sozialen Medien aufgebaut.

In einem undatierten Facebook-Eintrag wird Captain Ella zitiert: „Als ich 12 Jahre alt war, brach die Zweite Intifada aus. An den Abenden schauten wir (den katarischen Sender) ‚Al-Dschasira‘.“ Gebannt habe sie vor dem Bildschirm gehangen. „Damals wurde mir bewusst: Alle Schatten deuteten in eine Richtung: die Armee tötete, die Besatzung zerstörte. Eine andere Seite gab es nicht.“ Sie habe begonnen, nach Gründen zu fragen. Und die Frage zugelassen: Was wäre, wenn es auch auf der anderen Seite Schmerz gäbe? Mit 19 begann sie das Studium der Kommunikation. Während der militärischen Laufbahn erhielt sie 2023 den Preis des Präsidenten für hervorragende Leistungen. |

mh

IMPRESSUM

Herausgeber Christliche Medieninitiative pro e.V. | Charlotte-Bamberg-Straße 2 | D-35578 Wetzlar
Telefon +49 (64 41) 5 66 77 00 | Telefax -33 | israelnetz.com | info@israelnetz.com

Vorsitzender Dr. Hartmut Spiessbecke | **Geschäftsführer** Christoph Irion (V.i.S.d.P.)

Büro Wetzlar Daniel Frick, Elisabeth Hausen (Redaktionsleitung), Marina Wall **Büro Jerusalem** mh

Titelfoto Angriff auf Ziele des Regimes: Israelische Kampfjets fliegen am 15. März in Richtung Iran; Quelle: Israelisches Militär

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 20. März 2026

Spenden Israelnetz lebt von Ihrer Spende. Volksbank Mittelhessen eG IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01 | BIC VBMHDE5F | www.israelnetz.com/spenden

Wer Israel segnet, wird gesegnet

Liebe Leser,

im Studium absolvierte ich einen Persisch-Sprachkurs. Im Lehrbuch erfuhren wir schnell vom „Schaitan-e kutschek“ und „Schaitan-e bosorg“, dem kleinen und großen Satan. Damit waren Israel und die USA gemeint. Fast jeder Zeitungsartikel zum Thema enthielt diese Bezeichnungen. Die Israelis nehmen angesichts ihrer Geschichte solche Feindmarkierungen sehr ernst. Wer wüsste das besser, als etwa die 103-jährige Else Pripis, deren ganze Familie in den Konzentrationslagern ermordet wurde? Ihre Geschichte lesen Sie ab Seite 12.

Ob der gezielte Angriff der Amerikaner und Israelis auf die iranische Führung und die anschließenden Luftschläge am 28. Februar gerechtfertigt waren, mag ich nicht beurteilen. Aber dass die Israelis nicht länger zuschauen wollten, wie der Iran sein Atom- und Raketenprogramm entwickelt, kann ich nachvollziehen.

Während ich diese Zeilen schreibe, hören wir in Jerusalem die israelischen Kampfflieger über uns. Wegen der Raketen aus dem Iran rennen wir mehrmals täglich in die Bunker. Dass es in den ersten Wochen in Israel noch relativ wenige zivile Opfer gibt, ist einerseits ein Wunder. Und zeugt andererseits von der guten Verteidigung Israels und der Disziplin seiner Bevölkerung. Wie im Krieg gegen die Hamas oder die Hisbollah gilt auch hier: Die Luftschläge der Israelis zielen auf das Regime und das Militär. Wenn Hamas, Hisbollah oder Huthis schießen, gelten diese Anschläge zunächst und vor allem den Zivilisten.

Krieg ist furchtbar, belastend, teuer, zerstörerisch. Und auch wer ihn mit dem legitimen Ziel der Selbstverteidigung führt, macht Fehler und wird schuldig. Israel ist hier keine Ausnahme. Dennoch sind viele Israelis dafür, die gezielten Angriffe fortzuführen; noch ein bisschen auszuharren, damit sie für die nächsten Jahre Ruhe haben und nicht alle paar Monate Kämpfe ausbrechen. Mein Kollege Daniel Frick beschreibt die Hintergründe des jüngsten Krieges ab Seite 6.

Beten wir für den Frieden Jerusalems und seiner Bewohner. Viele Iraner haben längst erkannt, dass Israel nicht gegen sie kämpft, sondern gegen das böse Regime. Und deshalb sollten wir auch für die iranische Führung beten. Dass sie einlenken und umkehren. Denn auch für sie gilt die Zusage Gottes aus dem ersten Buch der Bibel: „Wer dich, Israel, segnet, wird gesegnet“.

Danke für Ihre Verbundenheit, auch in diesen Zeiten.

Mirjam Holmer
mh



Zur Zeit der israelischen Staatsgründung im Mai 1948 lebten 100.000 bis 150.000 Juden im Iran. Besonders nach der Islamischen Revolution von 1979 wanderten viele aus. Heute gibt es in Persien bei einer Gesamtbevölkerung von 93 Millionen noch etwa 9.000 Juden, hauptsächlich in den Städten Teheran, Schiras and Isfahan.

WISSENSWERT





70 JAHRE EUROVISION SONG CONTEST

Triumph und Trauerspiel

Der Eurovision Song Contest wird 70 Jahre alt, und schon lange geht es bei der schrill-bunten Veranstaltung um viel mehr als nur Musik. Das zeigt sich vor allem an ihrem gespaltenen Verhältnis zu Israel.

Anna Lutz

Juval Raphael belegte beim ESC 2025 dank der Zuschauer den zweiten Platz

Als Juval Raphael am 15. Mai 2025 auf die Bühne in Basel tritt, wird es laut im Publikum. Es ist das Halbfinale vor ihrem ganz großen Auftritt beim Eurovision Song Contest. Die israelische Sängerin wird aus dem Vorentscheid als Siegerin hervorgehen, doch das ist Nebensache an diesem Abend. Denn die Zuschauer werden in den drei Minuten, die Raphael auf der Bühne steht, Zeugen eines Tiefpunktes in der damals 69-jährigen Geschichte des ESC. Während in den ersten Reihen wenige gut platzierte Israelflaggen wehen, die die Kameras einfangen, wird es weiter hinten tumultig. Laute Buhrufe tönen durch die St. Jakobshalle in Basel, so vehement, dass sie die leisen Klavierklänge und Raphaels Alt-Stimme, die auf Englisch, Französisch und Hebräisch über das Weitermachen in Zeiten der Not singt, brutal übertönen. Mehrere Palästinaflaggen werden hochgehalten. Handyaufnahmen finden sich schon kurze Zeit später auf TikTok oder Instagram. Raphael absolviert ihren Auftritt trotz der Störung, ohne sich etwas anmerken zu lassen, sagt am Ende sogar auf Englisch ins Mikrofon: „Ich liebe dich, Europa!“

Schon in den Tagen vor ihrem Auftritt hat sich der Protest abgezeichnet. In Basel kam es zu pro-palästinensischen Demonstrationen, Raphael stand als Ver-

treterin Israels öffentlich in der Kritik jener, die den Krieg in Gaza als Reaktion auf den Terror des 7. Oktober ablehnten. Sogar Debatten über den Ausschluss Israels vom Wettbewerb wurden geführt. In einem offenen Brief forderten 70 ehemalige ESC-Teilnehmer und andere Musiker, dass Israel nicht teilnehmen solle. Zwar gab die Europäische Rundfunkunion (EBU), die den ESC organisiert, dem nicht statt. Doch nicht nur bei Juval Raphael dürfte die öffentliche Kritik tiefe Spuren hinterlassen haben. Denn die heute 25-jährige Sängerin ist nicht irgendeine Israelin. Sie hat die Massaker des 7. Oktober mit- und nur knapp überlebt.

Als Fan von Trance- und Ravemusik besucht sie das Nova-Festival im Jahr 2023. Gemeinsam mit ihrer Freundin Adar tanzt sie die Nacht durch, bis der Spaß am frühen Morgen ein grausames Ende findet. Sie hören Sirenen, sehen Raketen am Himmel. Andere Besucher warnen vor Terroristen in der Nähe. Gemeinsam

Israelische ESC-Sieger

1978 Izhar Cohen & The Alpha-Beta,

„A-ba-ni-bi“

1979 Gali Atari mit Milk & Honey,

„Hallelujah“

1998 Dana International, „Diva“

2018 Netta, „Toy“

mit 50 anderen rettet sie sich in einen alten Bunker, der aber nicht zu schließen ist. Die Terroristen der Hamas schießen blind in den Raum, links und rechts von Raphael sterben Menschen, fallen auf sie. Stundenlang harrt sie so aus, versteckt sich unter den Leichen, während Bewaffnete Feuersalven in den Raum abgeben und immer mehr Menschen sterben. Elf von 50 sind am Ende noch am Leben. Juval Raphael ist eine davon. Es ist diese Überlebende, eine Frau, die mühsam und gemeinsam mit Therapeuten für ihre seelische Heilung kämpft, die nicht einmal zwei Jahre später auf der großen ESC-Bühne wieder kämpfen muss. Nicht um ihr Leben, wohl aber um ihre künstlerische Freiheit und das Recht, ihr Land zu vertreten.

Musik für den Frieden

Wie konnte es dazu kommen? Der Eurovision Song Contest wurde 1956 ins Leben gerufen und erreicht heute jährlich bis zu 200 Millionen Zuschauer. Die Idee der EBU war damals, einen Musikwettbewerb zu schaffen, der den Zusammenhalt und den Frieden zwischen den europäischen Ländern fördert. Denn die EBU ist ein Zusammenschluss von derzeit 68 Rundfunkanstalten in 56 Staaten

Europas, Nordafrikas und Vorderasiens. Im ersten Jahr des Wettbewerbs, damals hieß er noch Grand Prix Eurovision de la Chanson Européenne und wurde im Radio übertragen, nahmen nur sieben Nationen teil: Italien, Luxemburg, Frankreich, die Niederlande, die Schweiz, Belgien und die Bundesrepublik Deutschland. Austragungsort war Lugano in der Schweiz, dem Land, das auch den ersten Sieg davontrug. Seitdem ist der ESC stetig gewachsen, zuletzt nahmen 37 Länder teil. Die TV-Ausstrahlungen werden von Public Viewings, ESC-Motto-Partys und breiten Vorprogrammen wie der Auswahl

ges gegen die Ukraine gesperrt. Und auch ganz grundsätzlich gilt: Wer den Wettbewerb für politische Zwecke missbraucht, der kann im Zweifel ausgeschlossen werden. Gemäß dieser Vorgabe musste etwa die israelische Sängerin Eden Golan 2024 ihren Titel „October Rain“ umtexten. Er war der EBU in seiner ursprünglichen Version zu politisch. Kein Wunder, setzt er sich doch mit dem 7. Oktober auseinander. Am Ende nannte sie den Titel „Hurricane“ und wurde damit Fünfte. Im Vergleich zu den restlichen Debatten um den jüdischen Staat gehört jene um „October Rain“ allerdings zu den kleineren.

und dem dann beginnenden Gazakrieg. So protestierten tausende Menschen 2024 in Malmö gegen das dortige Finale unter Teilnahme Israels und der Sängerin Golan. Wie ein Jahr später auch Raphael wurde sie auf der Bühne ausgebuht. Viele fürchteten um ihre Sicherheit während des ESC, ebenso wie um die der israelischen Fans. Verschiedene Künstler übten harte Kritik an Israel, etwa Gewinner „Nemo“ aus der Schweiz oder die als Hexe auf die Bühne getretene „Bambie Thug“ aus Irland. Und was schon 2024 auffiel: Das Publikum bewertete Israel deutlich wohlwollender als die Jury (Platz 2 und Platz 12). Beide Wertungen zusammen ergeben das Endergebnis. Ebenso war es bei der Teilnahme Juval Raphaels. Die Jury setzte Israel auf Platz 14, das Publikum wählte die Jüdin auf Platz 1. Endergebnis: Platz 2. Wegen öffentlicher Mutmaßungen über Betrug und Beeinflussung sah sich die EBU genötigt, ihre Regeln für 2026 zu verändern – und verbietet nun ausdrücklich die Einflussnahme von Regierungsorganisationen aus den Teilnehmerstaaten auf den Wettbewerb, etwa durch bezahlte Werbeanzeigen oder Kampagnen. Außerdem dürfen die Zuschauer beim Telefonvoting nur noch zehn statt zuvor 20 Stimmen abgeben.

Trotzdem wird auch 2026 wieder über die Teilnahme Israels diskutiert. Nach breiten Protesten entschied die EBU im Dezember: Israel darf teilnehmen. Diesmal geht es nach Wien. Irland, Island, die Niederlande, Slowenien und Spanien kündigten daraufhin ihren Boykott an. Der Sieger von 2024, Nemo, gab seine Trophäe aus Protest zurück. Und Deutschlands Bundeskanzler Friedrich Merz stellte sich öffentlichkeitswirksam an die Seite Israels.

Antreten wird im Mai übrigens nach mehreren Jahren wieder ein Mann für Israel: Noam Bettan. An seinem Song „Michelle“ hat eine alte Bekannte mitgeschrieben: Juval Raphael. „Als jemand, der dort war, verstehe ich, wie sehr der ESC zu einem weiteren wichtigen internationalen Schauplatz für uns geworden ist, um uns zu zeigen und dort zu sein und das Gute und die Liebe hinzubringen, die in uns stecken“, sagte sie im Vorfeld der 70. ESC-Ausgabe. Wie schon 2025 kommt ihr kein Wort des Schmerzes über die Lippen. Die Proteste, so scheint es, lächelt Israel auch in diesem Jahr gekonnt weg. |



Die Band „Milk & Honey“ mit Sängerin Gali Atari gewann den ESC 1979; hier ein Bild von einem Auftritt in Deutschland in den 1970er Jahren

der Kandidaten für die einzelnen Länder begleitet. Kurz: Aus der einst kleinen Veranstaltung für vor allem folkloristische und schlageraffine Musikfreunde ist ein Popevent geworden. Zu den berühmtesten Gewinnern gehören Bands wie Abba oder die Sängerin Celine Dion. Politisch aber wollte der ESC ausdrücklich nie sein. Und doch ist er ein Politikum geworden.

Seit 1973 ist auch Israel beim ESC dabei und gewann vier Mal: 1978, 1979, 1998 und 2018. Und das, obwohl das Land geografisch gar nicht in Europa liegt. Entscheidend für die Teilnahme ist, ob die nationale Rundfunkanstalt Mitglied der EBU ist. Was auf den israelischen Sender „Kan“ zutrifft. Dennoch stellen viele die Teilnahme Israels immer wieder in Frage. Und tatsächlich gibt es in der Geschichte des ESC Beispiele für den Ausschluss von Ländern vom Wettbewerb. Seit dem Jahr 2022 etwa ist Russland wegen seines Angriffskriegs

Als der ESC 1979 in Jerusalem ausgetragen wurde, gab es gleich mehrere politische Debatten, die direkt mit dem Austragungsort zu tun hatten. Die Türkei etwa zog in letzter Sekunde ihren Beitrag aus Protest zurück. Die Sicherheitsvorkehrungen waren enorm, da man Anschläge fürchtete. Und Deutschland trat mit dem bekannten Lied „Dschingis Khan“ an, was ebenfalls für Kopfschütteln sorgte: Dass die Deutschen ausgerechnet im Land der Juden mit einem Lied über einen brutalen Eroberer auf die Bühne traten, irritierte. Dennoch wurde die Bundesrepublik Vierte, der Titel ein Hit – und Israel holte zum zweiten Mal hintereinander den Sieg. Seit Gründung der BDS-Bewegung 2005 ruft auch diese immer wieder zum Boykott Israels als Veranstaltungsort auf, etwa 2019.

Die wohl heftigsten Auseinandersetzungen rund um die Teilnahme Israels beim ESC gibt es aber seit dem 7. Oktober



OPERATION LÖWENGEBRÜLL / EPISCHE WUT

Ein wagemutiger Angriff

Mit der Operation „Epische Wut“ gegen das iranische Regime geht US-Präsident Trump ein hohes Risiko ein. Er hat dafür aber auch gute Gründe.

Daniel Frick

Die USA brachten mehrere Flugzeugträger in Stellung, um Angriffe auf Anlagen des iranischen Regimes zu fliegen

US-Präsident Donald Trump war schon immer für Überraschungen gut. Bereits während seiner ersten Amtszeit von 2017 bis 2021 hat der Republikaner in der Nahostpolitik Entscheidungen getroffen, die keiner seiner Amtsvorgänger gewagt hatte. Das gilt etwa für die Anerkennung Jerusalems als israelische Hauptstadt im Jahr 2017 – nur eines von vielen Beispielen. In seiner zweiten Amtszeit knüpfte er daran an, etwa durch den Angriff auf iranische Nuklearanlagen im Juni 2025.

Mit dem am 28. Februar begonnenen Angriff auf das Regime in Teheran hat Trump all diese Vorstöße an Wagemut übertroffen. Er ging damit nicht nur ein militärisches und geopolitisches Risiko ein, sondern auch ein innenpolitisches. Anfang November stehen die Zwischenwahlen an. In Umfragen zu Beginn des Angriffes zeigten sich die Amerikaner in Umfragen zumindest uneins.

Beim Eröffnungsschlag der Operation „Epische Wut“ töteten die USA den Obersten Führer Ali Chamenei und versetzten dem Regime damit einen schweren Schlag. Die Kritik an der Militäroperation blieb indes groß, zumal die USA ebenfalls Todesopfer zu beklagen hatten. Doch auch als die Treibstoffpreise stiegen, zeigte sich Trump von dem Einsatz überzeugt: „Ich muss tun, was richtig ist“, sagte er am 15. März. „Ich kann nicht sagen: ‚Ich will keine erhöhten Ölpreise für zwei Monate, wir lassen den Iran Nuklearwaffen erlangen.‘“

Alte Ambitionen

Der oft als Populist verschriene Trump zieht hier also eine Unternehmung auf, die bei den Amerikanern gerade nicht auf Beliebtheit stößt. Mit Blick auf die jüngsten Entwicklungen und die großen Linien lässt sich der Schritt aber nachvollziehen.

So ist die von Trump genannte Bedrohung durch das iranische Atomwaffenprogramm ein Dauerthema. Der israelische Premier Benjamin Netanjahu (Likud) hatte schon 1996 in seiner ersten von

bislang vier Reden vor dem US-Kongress darauf hingewiesen. Bereits damals beschrieb er den Iran als das „gefährlichste Regime“ in der Region. Ein nuklear ausgerüsteter Iran hätte „katastrophale Folgen, nicht nur für mein Land, nicht nur für den Nahen Osten, sondern für die Menschheit“.

Es folgten zahlreiche Versuche zur Eindämmung des Nuklearprogramms: Sanktionen, Militärationen oder Cyberangriffe. US-Präsident Barack Obama hatte schließlich die Idee, der Iran müsse nur stärker in die Weltgemeinschaft integriert werden, dann werde er ein verantwortungsvoller Akteur. Daher schloss der Demokrat 2015 das Nuklearabkommen ab. In der Folge übersäte der Iran die Region jedoch mit Chaos, indem er etwa durch die freigewordenen Gelder Terrorgruppen wie Hisbollah und Hamas hochrüstete.

Wachsende Bedrohung

Hinzu kam der massive Ausbau des ballistischen Raketenprogramms, der die Lage verschärfte. Nach Angaben der USA produzierte der Iran zuletzt 100 Raketen pro Monat. Außenminister Marco Rubio (Republikaner) erklärte, der Iran versuche damit, einen Schild aufzubauen. Ziel sei die Unangreifbarkeit, damit das Regime sein Atomprogramm unangefochten ausbauen kann.

Es war also nicht schwer, den Iran als stetigen Quell der Unruhe auszumachen. Das Regime rief immerzu nach dem „Tod für Amerika“. Trump ist, wie jeder Präsident, sicherlich nicht frei von der Sorge um sein politisches Vermächtnis. Wenn die Vereinigten Staaten in diesem Juli ihr 250. Jubiläum feiern, würde er wohl gerne für sich in Anspruch nehmen, einen Erzfeind beseitigt oder erheblich geschwächt zu haben. Es passt zu seinen Ambitionen, ein „goldenes Zeitalter“ für Amerika herbeizuführen. Mit Israel, das die Operation „Löwengebrüll“ nannte, hat er einen starken militärischen Partner.

Hinzu kommt Trumps Einschätzung, dass die USA in den vergangenen Jahrzehnten gegenüber anderen Ländern zu kurz gekommen seien. Bereits im Jahr 1980 beklagte er in einem Interview, die Welt zolle den USA nicht genügend Respekt. Als Beispiel nannte er die Geiselnahme in der amerikanischen Botschaft im Iran, die von November 1979 bis Anfang 1981 andauerte. „Mit anderen Ländern würden sie das nicht machen“, sagte er damals inmitten dieser Krise.

Die Todesdrohungen richteten sich indes nicht nur gegen Amerika, Israel oder den Westen, sondern auch gegen Trump selbst. Im Jahr 2024 vereitelten die USA zwei Anschlagbemühungen, hinter denen der Iran steckte. In diesem Zusammenhang kam es erst am 6. März zu einer Verurteilung durch eine Bundesjury. Bereits am 3. März töteten die USA im Rahmen der Angriffe auf den Iran Farhad Schakeri. Dieser war vom US-Justizministerium angeklagt, weil er im Auftrag der Revolutionsgarde mit der Planung von Trumps Tötung befasst gewesen sein soll.



Bild links: Der israelische Premier Netanjahu (l.) und US-Präsident Trump hatten den Obersten Führer des Iran, Chamenei (Bild rechts), schon länger im Visier

destabilisierende Rolle, die Iran in der Region spielt. Sie stecken hinter Anschlagversuchen hier bei uns in Deutschland und in Europa. Kurzum: Sie haben Blut an ihren Händen“.

Hilfe zugesagt

Das heißt: Das politisch-diplomatische Momentum in Europa hat sich zuletzt gegen den Iran gewandt. Die jüngste Protestwelle der Iraner wird die Entscheidung für einen Angriff auf das Regime ebenfalls nicht erschwert haben. Grausamer Tiefpunkt war die Nacht von 8. auf den 9. Januar, als die Sicherheitskräfte des Regimes tausende Demonstranten in mehreren Städten töteten. Schätzungen zufolge liegt die Gesamtzahl der Getöteten weit über 30.000.

Der Iran hat schon mehrere Protestwellen erlebt, besonders häufig seit 2009. Zunächst ging es dabei noch um den Ruf nach Reformen. Zunehmend trat aber die Forderung nach einem

Internationale Terroraktionen

Diese beiden Anschlagversuche stehen im Kontext einer Reihe von „Aktivitäten“ des Iran im Ausland. Die betroffenen Länder zeigen sich meist kritisch gegenüber dem militärischen Vorgehen Israels und der USA gegen das Regime. Doch wie Trump und Netanjahu immer wieder andeuten, sind die Staatenlenker insgeheim doch froh über diese „Drecksarbeit“, wie es der deutsche Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) im Juni 2025 ausdrückte.

Tatsächlich weitete der Iran seine Aktionen zuletzt aus. Erst Ende Juli verurteilten 14 Länder in einer gemeinsamen Stellungnahme diese Entwicklung, darunter Deutschland und Großbritannien. Iranische Geheimdienste „töten, entführen und bedrängen Menschen in Europa und Nordamerika in klarer Verletzung unserer Souveränität“. Betroffen seien Journalisten, Dissidenten, jüdische Staatsbürger sowie Politiker. Im Oktober 2025 erklärte der britische Inlandsgeheimdienst MI5, dass es im vorausgegangenen Jahreszeitraum mehr als 20 „potenziell tödliche, vom Iran unterstützte Pläne“ gegeben habe.

In einer weiteren, gewichtigeren Maßnahme stufte die Europäische Union die Iranische Revolutionsgarde im Februar als Terrorgruppe ein. Deutschland hatte sich seit Jahren für diesen Schritt starkgemacht. Zur Begründung sagte Außenminister Johann Wadepful (CDU), die Revolutionsgarde verantwortete „die

Regimewechsel hervor. „Tod dem Diktator“ war immer öfter zu hören, so auch in den Protesten ab Dezember, in denen es wieder um wirtschaftliche Nöte ging, wie die Steigerung der Lebensmittelpreise um 72 Prozent binnen eines Jahres.

Die Krise wurde auch ausgelöst durch die Ende September erneut verhängten UN-Sanktionen wegen des Atomprogramms. Das Regime muss sich aber auch Misswirtschaft ankreiden lassen. So kontrolliert die Revolutionsgarde große Teile der Wirtschaft und hemmt auf diese Weise freies Unternehmertum.

Trump sicherte den Demonstranten Hilfe zu. In den Sozialen Medien verbreitete er am 13. Januar die Botschaft: „Hilfe ist auf dem Weg“. Da diese nicht sofort eintraf, warfen ihm viele vor, falsche Hoffnungen geweckt zu haben. In den folgenden Wochen brachte er jedoch eine riesige Streitmacht in der Region in Stellung, darunter die Flugzeugträger Abraham Lincoln und George H. W. Bush nebst Begleitschiffen.

Schritt für Schritt gegen das Regime

Dabei sollte nicht unvergessen bleiben, dass die USA bereits zu Jahresbeginn mit der Ergreifung des venezolanischen Machthabers Nicolás Maduro dem Iran indirekt einen Schlag versetzt haben. Venezuela ist seit der Herrschaft von Maduros Vorgänger Hugo Chávez (Amtszeit 1999–2013) Drehkreuz für den Iran in der

westlichen Hemisphäre und Tor nach Lateinamerika. So schmuggelte der Iran über die Fluggesellschaft Mahan von dort aus Gold nach Europa und Syrien. Von den Erlösen finanzierte Teheran die Terrormiliz Hisbollah.

Die vom Iran unterstützte Hisbollah indes betrieb in Venezuela eine Drohnenfabrik. Auf der Insel Margarita hatte sie ihr Zentrum für die westliche Hemisphäre mit einem paramilitärischen Ausbildungslager. Die Terrormiliz war zudem involviert in Geldwäsche sowie in Schmuggel von Waffen, Drogen, Munition und Sprengsätzen. Zu diesem Zweck unterhielt sie enge Beziehungen zu einschlägigen Kartellen. So konnte sie unter dem Schutz Maduros ihre Operationen finanzieren.

Mit der Ergreifung Maduros fiel also auch eine Stütze des iranischen Regimes. Die Aktion in Venezuela passt damit zum Muster einer systematischen Abtragung der iranischen Machtausstrahlung in Nahost und weltweit. Den größten Anteil daran hat freilich Israel. Nach dem Terrormassaker vom 7. Oktober 2023 gelang

es dem jüdischen Staat in einem langwierigen, schmerzlichen und verlusthaften Prozess, die Terrorableger des Iran zu dezimieren und schließlich auch das Regime selbst anzugreifen – und das unter massivem internationalem Druck und Diffamierungskampagnen durch Staaten wie Spanien oder durch Medien- und Kulturschaffende. Dabei kam es zu spektakulären Aktionen wie den Pager-Explosionen im September 2024 oder dem Angriff auf Atomanlagen des Regimes im Juni 2025, auch damals im Verbund mit den USA.

Der nun erfolgte, wesentlich umfassendere Angriff auf das Regime wirkt so gesehen wie die logische Fortführung dieser Unternehmung. Israel und die USA gingen hier erstmals von Anfang an eine gemeinsame Militäroperation an und zeichnen sich durch eine enge politisch-militärische Partnerschaft aus. Kaum vorstellbar, dass das in dem Ausmaß unter einem anderen Präsidenten als Trump möglich gewesen wäre. Mit Netanjahu teilt er den Leitgedanken, „Frieden durch Stärke“ zu schaffen. |

ALLTAG IM KRIEG

Eindrücke aus dem Schutzraum

Während des Irankrieges ertönt häufig Raketenalarm in Israel. Er unterbricht jegliche Tätigkeiten. In einem Jerusalemer Schutzraum vermitteln Psalmen Hoffnung.
mh

Sieht aus wie ein harmloses Wolkenspiel, ist aber bitterer Ernst: Am Himmel sind im Krieg häufig die Abfangraketen zu sehen

Dienstag, 3. März

Tag 4 im neuen Krieg mit dem Iran. Seit Samstagmorgen ist der Lärm von Flugzeugen auch in Jerusalem wieder allgegenwärtig. Die israelische Luftwaffe fliegt gefühlt ununterbrochen, meist auf dem Weg nach Osten, zu den Angriffszielen in den Iran.

Militärsprecher erklären der israelischen Bevölkerung mit Kartenmaterial, welche Ziele sie angegriffen haben: Das Hauptquartier von Ajatollah Ali Chamenei, Regierungsgebäude, die Nachrichteninfrastruktur der Regierung. Außerdem zeigen sie Iraner, die den Tod des „Revolutionärsführers“ offen auf den Straßen des Iran und der ganzen Welt feiern.

Frühwarn-Apps für Raketenalarm

Die von den Israelis entwickelten Apps, die das Eindringen von Drohnen und Raketen aus feindlichen Ländern in israelisches Gebiet registrieren, sind in den vergangenen Jahren immer genauer geworden. Vor einem Raketenalarm kommt die erste Warnung vibrierend auf das Handy, mit „diesem so unangenehmen Geräusch, das ihr schon aus den vergangenen Kriegen kennt“ – Zitat einer israelischen Fernsehmoderatorin.

In der Nachricht ist auf Hebräisch, Englisch, Arabisch und Russisch zu lesen: „In den kommenden Minuten wird ein Alarm erwartet. Bitte halten Sie sich nahe eines geschützten Raumes auf.“

Wenn der Alarm ertönt, gehen Sie dort hinein, bis Sie neue Informationen erhalten.“

Die Wohnungen in neueren Gebäuden sind in Israel durchweg mit Schutzräumen ausgestattet. Für die Bewohner älterer Gebäude gibt es Bunker aus früheren Zeiten.

So unterschiedlich, wie Menschen mit Bedrohung und Druck umgehen, sind auch die Reaktionen auf die eingegangene Nachricht auf dem Mobiltelefon. In Mehrpersonenhaushalten überschlagen sich

schläge. Meist ist es gar nicht der Raketenanschlag selbst, sondern das Geräusch, das entsteht, wenn das Abwehrsystem Eisenkuppel die Rakete abschießt.

Damit ist die Gefahr aber keineswegs vorbei, denn es entstehen viele Splitter. Die Sicherheitskräfte betonen immer wieder, wie wichtig es ist, gerade jetzt in den Bunker zu gehen, und dann mindestens zehn Minuten, beziehungsweise bis zum

Golfkrieg geblieben ist: „Tehilim neged Tilim“, „Psalmen gegen Raketen“. Und so gibt es Bunker, in denen Psalmenbücher verteilt werden. Manche nehmen sie und fangen an zu lesen und zu beten, andere lehnen dankend ab.

Manche Bunker sind mit Toiletten ausgestattet, andere nicht. Manche sind vorher gereinigt, andere nicht. In manchen gibt es Wasser und Stühle, in anderen



Wer keinen Schutzraum im Gebäude hat, ist auf die öffentlichen Bunker angewiesen. Dort treffen sich Menschen, die sich sonst höchstens vom Sehen auf der Straße kennen.



schon mal die Stimmen. Je nach Tageszeit ist dann etwa zu hören: „Dann gehe ich eben ungeduscht in den Bunker! Schaffe ich es noch aufs Klo? Kann ich noch meine Zähne putzen? Wir haben doch gerade erst angefangen zu essen!“

Nachts ist die Stimmung eher ruhig, jeder kommt verschlafen aus dem Zimmer. Manche erscheinen in Schlafanzug und Hausschuhen, andere ziehen sich in stoischer Ruhe ihre Straßenkleidung an, wieder andere ziehen sich lediglich ihre Kleider über ihren Schlafanzug. Wenige Minuten später ertönt dann meist die örtliche Sirene. Und für alle, die zuhause keinen Schutzraum haben, wie etwa in den meisten Gebäuden der historischen Jerusalemer Viertel Nachlaot und Rechavia, ist es spätestens jetzt Zeit, loszulaufen. Hier rennen die Bewohner die Straßen und schmalen Gassen entlang, zum nächstgelegenen öffentlichen Bunker. Wer spät dran ist, sieht auf dem Weg lange Streifen im strahlend blauen Himmel – in der Nacht erinnern sie an ein unkoordiniertes, aber beeindruckendes Feuerwerk. Kurz darauf ertönen mehrere laute Ein-

nächsten Handy-Signal, abzuwarten. Wenn es in der Vergangenheit zu Verletzten oder Toten kam, dann meist, weil diese eben nicht in die Schutzräume gegangen sind.

Mit Psalmen gegen Raketen

Im Bunker treffen sich Säkulare und Religiöse, Kinder und Jugendliche, Studenten und Berufstätige, Familien und Alleinstehende. Übermüdete Eltern versuchen, ihre Sprösslinge mit Spielen oder Bilderbüchern bei Laune zu halten. Die meisten sind sich aus der Umgebung vom Sehen bekannt, haben aber noch nie miteinander gesprochen. Plötzlich teilen sie diese intimen Momente. Viele Menschen auf engstem Raum. Plötzlich wirft man sich ein unsicheres Lächeln zu oder beginnt ein Gespräch. Ein Spruch, der aus dem

sind die Ecken vermüllt. In einem Bunker im Jerusalemer Zentrum geht eine junge Frau herum und verteilt Kekse. Die Besucher nehmen sie dankend an. Die Frau erklärt fröhlich: „Diese Kekse hat die Mutter meiner Freundin gebacken. Bitte nehmt reichlich. Wir haben Massen davon. Sie wird sich sehr freuen, dass sie euch schmecken.“

Auch Hunde- und Katzenbesitzer bringen ihre Schützlinge mit in den Bunker; die Hunde spüren die überirdischen Erschütterungen übermäßig stark und zittern auch noch nach den Einschlägen minutenlang.

Bunker mit Charme

Der Bunker „Kol Rina“ (Jubelstimme) in Nachlaot dient seit mehr als zwei Jahrzehnten als Synagoge und Gemeindezentrum der Bewegung, die nach dem verstorbenen amerikanischen Rabbiner und Musiker Shlomo Carlebach benannt ist. Sie ist bekannt für ihre musikalischen Gottesdienste – und so verwundert es auch nicht, dass sich bei den mehrfach täglichen und nächtlichen Raketenalarmen Menschen zum Singen und Gitarrenspiel verabreden oder spontan ihr Morgen- oder Abendgebet verrichten.

Am Montagabend begann das Purim-Fest in Jerusalem. Schon in den vergangenen Tagen waren aus dem Bunker vermehrt Purim-Lieder zu hören.



In Nachlaot wurde vor zwei Jahrzehnten ein Bunker in eine Synagoge umfunktio- niert. In Kriegszeiten dient sie wieder als Bunker. Und wenn Alarm ist, findet sich meist ein Minjan, mindestens zehn Juden, um das Morgengebet zu verrichten.



Etwas eine Viertelstunde nach der Sirene erscheint die Nachricht: „Das Ereignis ist zu Ende. Sie dürfen den Schutzraum verlassen.“

Die offiziellen Feierlichkeiten sind landesweit abgesagt. Tausende Israelis lassen sich aber von den Verboten nicht abhalten und feiern trotzdem – in dem Bewusstsein, dass die Polizei die Party jederzeit beenden könnte. „In einem Bunker in der dritten Etage unter der Erde wurde die Luft schon recht knapp“, beschrieb ein

Israeli seine Erfahrung der vergangenen Nacht. Er blieb trotzdem bis 5 Uhr morgens. „Wir haben uns während der Party die ganze Zeit gesagt, dass wir sicher zwei bis drei Alarme verpasst haben.“

Beim erneuten Alarm am Dienstagmit- tag freut sich die zehnjährige Noemi im Bunker „Kol Rina“ auf den Abend: „Ich verkleide mich als Königin“. Vielleicht als Königin Esther? „Einfach als Königin.“ Mit ihren Geschwistern und Bewohnern aus einer benachbarten Wohngemein- schaft spielt sie ein Kartenspiel. Plötzlich ertönt auf den meisten Handys erneut ein Warnsignal. Die Nachricht erscheint wie- der viersprachig: „Geschosse und Raketen – Das Ereignis ist zu Ende. Sie dürfen den Schutzraum verlassen.“

Die Erwachsenen aus der WG springen auf. Noemis jüngerer Bruder David zeigt sich enttäuscht: „Können wir noch eine Runde spielen?“ Die Erwachsenen trös- ten: „Beim nächsten Alarm gerne wieder.“ David und Noemi nicken erfreut. Dann sagt Noemi: „BeEsrat HaSchem, so Gott will, wird es kein nächstes Mal geben.“

Montag, 16. März

Tag 17 im aktuellen Krieg. Nach einigen alarmreichen Tagen war es in Jerusalem gestern endlich mal wieder ruhig. Auch in der Nacht gab es keinen Alarm. Das tut gut, denn nach den vergangenen zwei Wochen sind besonders die übermüdet, die keinen Schutzraum im eigenen Wohn- gebäude haben. „Vielleicht ist es ein gutes

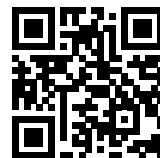
Zeichen?“, fragen sich die Bewohner der WG in Nachlaot beim Frühstück. In Tel Aviv wurden die Bewohner in der vergan- genen Woche in einer Nacht sechs Mal (!) in die Schutzräume geschickt. Freunde schreiben: „Vielleicht komme ich mal zum Ausschlafen nach Jerusalem.“

Doch nur wenige Stunden später, um kurz vor 12 Uhr, ertönt auch in Nachlaot wieder der Voralarm mit dem nervigen Geräusch – nur fünf Minuten später die Sirene. Um 15 Uhr erneut, wieder gibt es fünf Minuten Vorbereitung für die tat- sächliche Sirene mit dem darauf folgen- den dumpfen Knall der Abwehrraketen. Um 15.24 Uhr dann der erlösende Hinweis auf den Handys: „Das Ereignis ist zu Ende. Sie dürfen den Schutzraum verlassen.“ |

Videos zum Thema

Loblieder im Bunker

In der Synagoge „Kol Rina“ nehmen die Einheimischen das Purim-Gebot zur Freude wörtlich. bit.ly/loblieder



Lied zur Entwarnung nach einem Angriff

Die Worte des Heimat- frontkommandos sind vertont. bit.ly/entwarnung



FRAGE NACH DER BLEIBENDEN ERWÄHLUNG

Biblische Könige und Netanjahu

Christen sehen oft einen Unterschied zwischen dem biblischen und dem heutigen Israel. Doch wer genau hinsieht, stellt fest: Eigentlich hat sich gar nicht so viel geändert.

Elisabeth Hausen

Ist der heutige Staat Israel noch das biblische Israel? Diese Frage hören wir bei Israelnetz immer wieder. Als Gründe für die Zweifel werden die Politik von Regierungschef Benjamin Netanjahu und die Säkularisierung des jüdischen Staates

er als „Mann nach dem Herzen Gottes“. Zum Vorbild wurde er nicht wegen seiner Rechtschaffenheit – sondern weil er seine Sünden bekannte und Buße tat. Die Könige nach ihm, die tun, was dem HERRN gefällt, zeichnen sich meist dadurch aus,

ter allen Völkern –, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielt, den er euren Vätern geschworen hat.“ Die Erwählung hat also nichts damit zu tun, dass Israel besonders groß oder auch heilig wäre. Doch genau diesen Maßstab legen wir gern an das jüdische Volk an – und sind dann enttäuscht, wenn sich die Juden als sündige Menschen entpuppen.

Statt mit den Fingern auf Israel zu zeigen und dessen bleibende Erwählung anzuzweifeln, sollten wir als Christen lieber die Frage stellen: Ist die heutige Kirche gleichzusetzen mit der neutestamentlichen Urgemeinde? Von ihr heißt es in Apostelgeschichte 2,44: „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele.“ In dieser ersten Gemeinde waren Juden übrigens in der Überzahl.

Seitdem hat sich die Kirche weit von dem entfernt, was ihr Herr Jesus Christus in einem Gebet vor seiner Kreuzigung formulierte (Johannes 17,20): „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, dass sie alle eins seien.“ Nicht nur haben sich die Christen in so viele Konfessionen und Denominationen aufgespalten, dass selbst Gläubige den Überblick verlieren. Im Namen der Kirche haben Menschen schlimme Verbrechen begangen, auch an Juden. Nur wenige Jesus-Nachfolger erhoben im Dritten Reich die Stimme für die Juden. Dabei sind Christen laut Römer 11 aufgepfropfte Ölzweige, die dank der jüdischen Wurzel existieren.

Nach allem Versagen und dem Hass auf Israel ist die Frage berechtigt: Gilt die Erwählung der Christen noch? Wer so viel Dreck am Stecken hat wie wir, nicht nur gegenüber Israel, sollte sich bei der Beurteilung des heutigen jüdischen Staates und seiner Regierung zurückhalten. Eines bleibt wie in biblischer Zeit: Ob Israel und dessen Regierungschefs nach Gottes Willen handeln, obliegt allein seinem Urteil. Das gilt auch für die Kirche und deren Verantwortungsträger. |



Israels Premierminister Netanjahu auf einer Pressekonferenz nach einer Kabinettsitzung im Februar

genannt. Doch war es in der Zeit der Bibel so anders?

Den ersten König, Saul, verwirft Gott wegen Ungehorsams. Nach nur zwei weiteren Amtszeiten wird das Königreich wegen Zwietracht in Israel und Juda geteilt. Beide Reiche gehen unter, sie enden mit Verschleppung und Exil. Über die Könige heißt es entweder: „Er tat, was dem HERRN gefiel“, oder: „Er tat, was dem HERRN missfiel“.

David gilt hierbei als Maßstab für Gottesfürchtigkeit; so heißt es etwa in 2. Könige 18,3 über Hiskia: „Und er tat, was dem HERRN wohlgefiel, ganz wie sein Vater David.“ Dabei ist „Vater“ im Sinne von „Vorfahr“ zu verstehen. Wer in die Bibel schaut, sieht, dass David ein Ehebrecher und Mörder war. Dennoch gilt

dass sie Götzenopferstätten zerstören. Offenbar ließ sich das Volk immer wieder dazu hinreißen, jemand anderem zu huldigen als seinem Gott.

Aus der Zeit der Erzväter wiederum lesen wir von Misstrauen, Lüge und Intrige. Josefs Brüder verkaufen ihn als Sklaven. Während der Wüstenwanderung nach der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft tut sich das Volk Israel durch Murren und Unglauben hervor, es macht sich sogar ein goldenes Kalb und betet es an. Die Richterzeit ist geprägt von Chaos und Kriegen.

Was also kennzeichnet das biblische Volk Israel? In 5. Mose (7,7f) steht: „Nicht hat euch der HERR angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker – denn du bist das kleinste un-

103-JÄHRIGE ÜBERLEBENDE DER SHOAH

Von Theresienstadt nach Israel

Durch mehrere Wunder überlebt sie als einzige ihrer Familie die Schrecken des Nationalsozialismus. Heute lebt die 103-jährige Else Pripis in ihrer Jerusalemer Wohnung – allein.
mh



Stolz zeigt Pripis ihre selbstgestrickten Pullover

Else Pripis blickt auf ein langes Leben zurück. Vor 103 Jahren wurde sie in Gießen geboren. Am 10. März hatte sie Geburtstag. In Jerusalem erzählt sie schmunzelnd: „Es gibt fünf Städte mit dem Namen Gießen. Das habe ich in einem Amt gehört. Ich bin in Gießen an der Lahn geboren.“ Auf welche Städte sich das bezieht, ist unklar. Ihr Deutsch jedenfalls hat sie nicht vergessen.

Pripis hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder, Alfred. Die Familie wohnte in Weilburg, bis 1932, als Else in die dritte Klasse kam. „Der Unterricht hat nach Ostern begonnen.“ Das war bis Mitte

der 60er Jahre in einem Teil der deutschen Bundesländer der Fall, dann wurde der Schuljahresbeginn angeglichen und ist nun überall im Spätsommer; in Israel ist er traditionell am 1. September. „Als ich in die normale Schule ging, habe ich natürlich auch Turnen gelernt. Aber später durften jüdische Kinder nicht mehr turnen und schwimmen.“

Für Juden wurde die Lage damals immer schwieriger. „Unsere Mutter zog mit uns nach Emmendingen. Sie stammte von dort. In der sechsten Klasse bat mich der Lehrer vor die Tür und sagte: ‚Ab

morgen darfst du nicht mehr am Unterricht teilnehmen. In der Markgrafenschule wird es ein Zimmer für die jüdischen Kinder geben.“ Bis zur siebten Klasse blieb sie auf der jüdischen Schule, dann wechselte sie nach Freiburg: „In Emmendingen musste ein Lehrer gleichzeitig acht Klassen unterrichten. Das ist eine Unmöglichkeit.“ Pripis erinnert sich: „In Freiburg hat man viel mehr gelernt. Wir Kinder hatten Unterricht bei Professoren und Dozenten, die man von der Universität geschmissen hatte, weil sie jüdischer Abstammung waren.“

Etwa ein Jahr bevor sie die Schule beendete, kamen in Emmendingen Verwandte ihrer jüdischen Nachbarn an: „Mitten in der Nacht. Der Vater, die Mutter, die Tochter und die Großmutter. Sie starb nach ein paar Wochen. Die Familie hatte eine kleine Wohnung und dann haben sie noch so viele Leute aufgenommen.“

Die Tochter hatte ebenfalls in einer jüdischen Schule gelernt. „Dann bekam sie eine Lehrstelle in einem Kinderheim in Köln, im Abraham-Frank-Haus. Nach weniger als einem Jahr schrieb sie ihren Eltern, dass sie mir sagen sollten, dass auch ich mich um den Platz bewerben solle.“ Pripis wurde

angenommen und zog nach Köln.

„Ich war etwa ein halbes Jahr in Köln, als die badischen Juden nach Gurs deportiert wurden, das ist in Frankreich, an der französisch-spanischen Grenze.“ Auch ihre Eltern wurden abgeholt. Zwei Tage später bestellte

die Leiterin des Kinderheims Pripis in ihr Büro und sagte ihr, dass ihre Eltern deportiert wurden. Ob sie wusste, was das bedeutet? „Nein, natürlich nicht. Niemand wusste das.“ Die Schwester ihrer Mutter verstarb ein halbes Jahr nach der Deportation in dem Internierungslager, wie auch der Bruder ihres Vaters.

Einmal, als ihre Eltern noch in Emmendingen wohnten, kam Pripis nach Hause. Dort erzählte die Familie: „Wir wohnten in der ersten Etage, im Parterre eine christliche Familie.“ Diese habe sie unterstützt: „Sie machten uns Essen. Meine Mutter stellte die leeren Töpfe am nächsten Tag auf das Fensterbrett und die Frau brachte neues Essen. Und das, obwohl direkt gegenüber der Oberste von der Gestapo wohnte.“ Er habe eine Menge Kinder gehabt. „Bevor Hitler an die Macht kam, hatte er in einem jüdischen Haus gewohnt. Er war sehr abscheulich.“ Seine Kinder hätten mit dem Gewehr die Fenster ihrer Wohnung eingeschossen. „Meine Mutter ging zu ihm und sagte, dass es sein Amt ist, auf uns aufzupassen und nicht, uns zu schikanieren. Danach hörten die Schikanen auf.“

Ihre Eltern Max und Hedwig Geismar wurden 1942 von Gurs nach Paris deportiert. „Von dort schickte man sie nach Auschwitz. Oder in ein anderes Lager. Dort hat man sie umgebracht.“ Von ihrem Tod und dem ihres Bruders erfuhr sie erst später, als sie selbst schon im Lager Theresienstadt war.

Pripis kramt in einem Ordner, in dem zahlreiche Fotos und Dokumente in Klarsichtfolien stecken: „Das ist ein Brief“, sagt sie, „den mein Vater aus dem französischen Internierungslager Gurs geschickt hat.“ Die letzte greifbare Erinnerung, die sie von ihm hat. An sie adressiert, ihr Onkel in der Schweiz hat ihn ihr später gegeben.

Der Bruder sollte einen Platz für einen Kindertransport in die Schweiz bekommen. Das wurde abgelehnt. „In Berlin bekam er eine Lehrstelle als Schlosser. Man hat immer 50 Jungs genom-

men, um das Lager Auschwitz-Birkenau aufzubauen. Er war einer von ihnen. Ein paar Wochen waren sie in Auschwitz, dann kamen sie zurück nach Berlin, und dann wieder nach Auschwitz.“ 1942 wurde Alfred in dem Vernichtungslager ermordet.

Pripis fand zunächst verschiedene Anstellungen in Köln, im Herbst wurde sie ebenfalls deportiert. „Die Fahrt hat drei Tage gedauert. Man hat in Würzburg übernachtet, in der zweiten Nacht in Pilsen. Am dritten Tag kam man nach Theresienstadt.“ Der Zug hält in Bauschowitz. „In Theresienstadt gab es damals keine Bahnstation, die wurde erst später gebaut. In Theresienstadt kamen viele alte Leute an. Von dort wurden sie nach Auschwitz deportiert, um sie umzubringen.“

Der Transport, mit dem Pripis fuhr, umfasste nur etwa 50 Personen. Sie kam in die Magdeburger Kaserne, dort wurde mehr als die Hälfte des Gepäcks gestohlen. Die alte Dame kramt in dem Ordner mit den Klarsichtfolien: „Hier ist eine Fotografie vom Cousin meiner Mutter. Sein Sohn hatte in Prag einen Beruf gelernt, und als die Tschechoslowakei von den Deutschen besetzt wurde,

„Gott sei Dank war der Krieg zu Ende, bevor ich auf der Liste stand.“

konnte er nicht weiterlernen und musste arbeiten. Mit den ersten zwei Transporten wurde er nach Theresienstadt gebracht. Er hatte in der Landwirtschaft gearbeitet. Er hatte jemandem erlaubt, vom Baum heruntergefallenes Obst aufzuheben. Das hat jemand anderes gesehen, deshalb schickte man ihn ins Lager.“

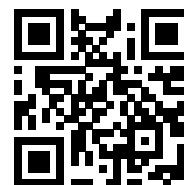
Kleidernähen in Theresienstadt

In den Jahren 1942 bis 1945 war Pripis in Theresienstadt. Nach der Ankunft nähte sie zuerst Damenkleider. „Neue Kleider aus Zellstoff für die deutschen Frauen. Die Farben waren wirklich sehr sehr hübsch. Das war sicher für die deutsche Prominenz, denn andere Leute haben keine neuen Kleider mehr bekommen, ganz bestimmt nicht.“ Und danach habe man Uniformen für das deutsche Militär für den Krieg gegen Russland genäht. „Auf einer Seite war es gemustert, von innen weiß. Nachdem keine neuen Stoffe mehr da waren, bekamen wir zerrissene Uniformen vom Militär. Die musste man dann alle reparieren. Das hat man etliche Monate gemacht, bis 1944.“

Auch an die Befreiung des Lagers erinnert sich Pripis: „Ich reparierte die Uniformen. Dann flohen die Deutschen aus Theresienstadt, weil die Russen nicht weit entfernt waren. Und dann kamen die Russen. Am Anfang, als ich gearbeitet hab, hat man in einer Kaserne eine Baracke errichtet.“ Auch danach nähte sie

Else Pripis erzählt aus ihrem Leben

In diesem Video lässt uns die Überlebende an ihren Erinnerungen teilhaben
bit.ly/Pripis



weiter. „Die Frau, die uns beaufsichtigt hat, hat immer geschrien: ‚Leistung, Leistung!‘ Für die Deutschen war die Leistung genug. Ich sagte ihr: ‚Wenn es für die Deutschen genug war, sollte meine Arbeit für Sie ganz sicher auch genug sein.‘“

Später wurde Pripis in einer Bäckerei beschäftigt, die für die Kranken Brötchen backte. Dort bekam sie anderthalb Portionen zu essen, „also eine halbe Portion mehr als üblich“. Eine Portion für drei Tage bestand aus einem Stück Brot – Pripis spreizt ihren Daumen und Zeigefinger – „und 20 Gramm Margarine sowie 50 Gramm Zucker“.



In einem Ordner hat Pripis zahlreiche Fotos und Dokumente gesammelt

Als die Deutschen weg waren, gingen noch immer Transporte nach Auschwitz und in andere Lager. „Sie hätten mich damals auch wegschicken können. Aber solange ich Uniformen ausbesserte, war man geschützt, da ist man nicht weggeschickt worden.“ Pripis resümiert: „Gott sei Dank war der Krieg zu Ende, bevor ich auf der Liste stand.“

Normalerweise sollten die Leute an ihre Herkunftsorte zurückkehren. Aber ihre Verwandten in Köln waren tot. Pripis dachte darüber nach, zu ihrem Onkel in die Schweiz oder ihrer Tante in Amerika zu gehen. Sie gehörte schließlich zu den ersten zehn Personen, die in die Schweiz kommen durften. Nach drei Monaten musste sie eine neue Aufenthaltserlaubnis beantragen. „Das erste Mal war es in Ordnung. Das zweite Mal hat man die Nase gerümpft. Das dritte Mal hat man gesagt, ich darf die Schweiz nicht verlassen. Es war wirklich abscheulich.“

Einreise ohne gültige Papiere

Pripis verließ die Schweiz. Sie gelangte nach Marseille und ohne Papiere mit einem Schiff nach Israel „zur Zeit der Engländer.“ „Auf dem Schiff hat man gewartet. Der erste fragte mich nach Papieren. So ist das, wenn man die Grenze überschreitet, braucht man normalerweise einen Ausweis. Aber einen Pass hatte ich nicht. Ich hatte ein Papier, dass ich in Theresienstadt war und die Bewilligung für die Schweiz. Auf dem Schiff fragte jemand nach den Papieren und ich habe gesucht und gesucht und gesucht.“ La-

chend ergänzt Pripis: „Aber ich habe natürlich nichts gefunden, weil ich ja nichts hatte.“

Doch schließlich durfte sie auf das Schiff. „Ich bekam einen Platz und sogar etwas zu essen. Das Schiff fuhr von Marseille nach Alexandria. Dort blieben wir über Nacht. Wer Papiere hatte, konnte das Schiff verlassen und wiederkommen. Aber das habe ich nicht gemacht. Am nächsten Tag fuhren sie nach Haifa. Und da war das Problem, wie ich von dem Schiff herunterkomme.“

Schließlich kam jemand von einer jüdischen Institution und holte sie vom Schiff. „Doch mein Gepäck fuhr weiter nach Beirut.

Hier war ich erstmal in Haifa, bis ich Papiere bekam, damit ich in die Stadt gehen konnte. Es gab immer Kontrollen und wer keine Papiere vorweisen konnte, wurde eingesperrt.“

Schon in Europa lernte sie ihren späteren Mann Naftali kennen. Er war bereits in Israel, doch weil sie nicht legal ins Land einreiste, hatte sie keine entsprechenden Papiere und bekam keine Arbeitserlaubnis. „Zuerst kam ich zu einer Verwandten von meinem Mann und dann nach Jerusalem.“ Naftali Pripis starb vor sieben Jahren, 72 Jahre waren er und Else verheiratet. Auch er war 1923 geboren, seine Familie

kam aus Lodz. „Als 1945 der Krieg zu Ende war und wir nach Jerusalem kamen, heirateten wir mit einem Rabbiner. Wir mussten bezeugen, dass wir nicht etwa bereits verheiratet waren.“

Auch Tochter Miri ist vor einigen Jahren verstorben. Sie war nach Pripis' Mutter benannt, Sohn Max nach ihrem Vater. Er lebt in Jerusalem und wohnt etwa 10 Minuten von ihr entfernt: „Doch man muss starke Steigungen gehen, der Weg ist mir zu schwer.“ Inmitten des Krieges und wenige Tage vor ihrem Geburtstag ist Pripis erneut Uroma geworden. Den kleinen Jungen hat sie Mitte März noch nicht kennengelernt. „Sie wohnen außerhalb von Jerusalem und es ist gefährlich, während des Raketenbeschusses hierher zu kommen.“

Die Zeit im Krieg nutzt die rührige kleine Dame, um ihre Wohnung zu ordnen. Die Kissenbezüge für ihr Sofa hat sie bereits gewaschen und obwohl sie nicht allzu gut sieht, näht sie immer noch. Stolz ist sie auf ihre zahlreichen Strickjacken: „Fast meine ganze Garderobe habe ich selbst gestrickt.“

Ob Pripis während der aktuellen Raketenalarme in den Schutzraum in ihrem Gebäude in der Jerusalemer Innenstadt geht? Die alte Dame lächelt: „Einmal bin ich nach unten gegangen. Doch ich bin viel zu langsam und als ich am Schutzraum ankam, gab es bereits Entwarnung und alle Nachbarn kamen schon wieder hinaus.“ Stattdessen legt sie sich während der Alarme ins Bett. „Ich habe schon so viele Kriege erlebt.“ Auch an Bombennächte in Köln erinnert sie sich. „Die Menschen sollen sich miteinander an einen Tisch setzen und sich für Frieden einsetzen.“ |

BIBELKOLUMNE

Zurück zum Neuen Bund



Das „Neue Testament“ bestätigt Gottes Heilsplan auch mit dem Volk Israel. Denn es bezeugt, dass Gott seine Verheißungen an die Propheten erfüllt.

Klaus-Dieter und Gisela Dreyer

Gerne beziehen sich christliche Prediger auf den „Neuen Bund“. Eröffnet er doch den Menschen eine Beziehung zu Gott und das Versprechen der Erlösung durch Jesus Christus. Zu selten wird in der Verkündigung jedoch darauf verwiesen, dass eine Verheißung für das Volk Israel in der babylonischen Verbannung die Grundlage für diesen Bund war: „Das ist der Bund, den ich mit dem Haus Israel nach jenen Tagen schließen werde, spricht der HERR: Ich lege mein Gesetz in ihr Inneres und werde es auf ihr Herz schreiben. Und ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein“ (Jeremia 31,33). In den letzten Jahrzehnten gab es gute Fortschritte im christlich-jüdischen Verhältnis seitens der Kirchen. Dennoch fehlt weiterhin ein Bewusstsein, wie sehr „unser“ Heil an das Heilsversprechen für das jüdische Volk gekoppelt ist.

Nach dem Bund mit Noah hat Gott alle seine Bündnisse mit seinem auserwählten Volk der Juden geschlossen. So auch den „Neuen Bund“. Selbst das „letzte Abendmahl“ war eine rein jüdische Veranstaltung. Jeschua aus Nazareth feierte es als Sederabend des jüdischen Pessachfestes mit jüdischen Glaubensgenossen. Als Christen betrachten wir das Abendmahl als Einsetzung des „Neuen Bundes“.

Das ist der Bund, den ich mit dem Haus Israel nach jenen Tagen schließen werde, spricht der HERR: Ich lege mein Gesetz in ihr Inneres und werde es auf ihr Herz schreiben. Und ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein.

Jeremia 31,33 (Elberfelder)

Natürlich litt und starb der Jude Jeschua, den wir Jesus nennen und als Sohn Gottes verehren, für alle Menschen. Seine jüdischen Zeitgenossen taten sich schwer zu akzeptieren, dass Gott sein Heil auch den Heidenvölkern schenken wollte. War doch die Bundesbeziehung mit Gott eine jüdische Einzigartigkeit!

Gleichmaßen fällt es uns als Christen, heute wie seit der Zeit der Kirchenväter, schwer zu verstehen, dass Gottes Heilsversprechen auch weiterhin und in erster

Linie dem Volk Israel gelten. Für beide Teile des Bundesvolkes, Juden wie Christen, gab und gibt es also Lernprozesse. Als Christen sind wir für unsere eigenen „Hausaufgaben“ zuständig.

Das Heil für die Welt ist nicht zu lösen vom Heil für das Volk Israel. Im „Neuen Bund“ treten wir ein in eine Beziehung mit dem jüdischen Volk als Gottes erstem Bundesvolk (Epheser 2,12–13). Wir dürfen dies anerkennen und dem Volk Israel dafür danken, dass aus ihm das Evangelium und Christus – der Gesalbte/Messias – hervorgegangen ist. Für Christen bilden der „Alte Bund“, der jüdische Tanach, und der „Neue Bund“ eine Einheit, die man nicht voneinander trennen kann.

Als Christen leben wir unter der Herrschaft Jeschuas – des „Königs der Juden“. Wir sind in den Ölbaum, das Volk Israel, eingepropft. Die Beziehung zur Wurzel unseres Glaubens, Gott, geht in diesem Gleichnis nur zusammen mit dem Baum, dem Volk Israel. Wenn ich diese Beziehung pflege, werde ich genährt – durch die Gottesbeziehung, aber eben auch durch das Glaubenszeugnis und die geistliche Erblinie des jüdischen Volkes, von den Erzvätern, Propheten und Aposteln bis heute.

Das „Neue Testament“ erfüllt und ergänzt zwar das „Alte“, löst es aber nicht ab. Im Gegenteil, das „Neue Testament“ bestätigt Gottes Heilsplan auch mit dem Volk Israel – bezeugt es doch, dass Gott seine Verheißungen an die Propheten erfüllt.

Wenn wir Christen Jeschuas jüdische Brüder als unsere Nächsten annehmen, ehrt ihn das und lässt uns zusammenwachsen. Wir beginnen, Gottes Volk zu schätzen, lieben und ehren, weil Jeschua aus ihm hervorging. Uns bleibt der Auftrag, den theologischen Hochmut vergangener Jahrhunderte durch Demut und Dankbarkeit gegenüber dem jüdischen Volk zu ersetzen und Vergebung zu suchen. In der Verkündigung zu betonen, wie sehr die christliche Glaubens- und Heilsgeschichte mit der jüdischen verknüpft ist, wäre ein wichtiger Beitrag christlicher Kirchen zur Bekämpfung des Antisemitismus. |



Klaus-Dieter und Gisela Dreyer

besuchten vor 34 Jahren zum ersten Mal Israel. Nach Einsätzen mit dem Ebenezer Hilfsfonds in der Ukraine, Russland und Israel blieb ihnen die Beziehung zu jüdischen Menschen aus diesen Ländern ein wichtiges Anliegen. Nach dem Heimgang von Klaus Ende 2025 führt Gisela dies fort.



Berichte und Hintergründe aus Israel und dem Nahen Osten.

Magazin | Podcast | Chatbot | Newsletter | israelnetz.com